

Machos für den Dschihad
Psychologe Ahmad Mansour über das Männerbild der islamistischen Propaganda. **HINTERGRUND 3**

«Nahrung für den Geist»
Warum der Berner Herzchirurg Thierry Carrel so viele sakrale Gebäude in Europa kennt. **REGION 4**



Foto: Wikimedia Commons

Lange Schatten
Eine Reise nach Berlin mit dem Sohn des Mannes, der den Nazi Adolf Eichmann verhörte. **DOSSIER 5-8**

Kirchgemeinden
Wissenswertes über Ihre Kirchgemeinde lesen Sie in Ihrer Gemeindebeilage im 2. Bund. **AB SEITE 13**

reformiert.

saemann
Bern Jura Solothurn

Die evangelisch-reformierte Zeitung

Nr. 4/April 2018
www.reformiert.info

«Wir sind nicht nur wütend, sondern vor allem ratlos»

Wirtschaft Auch im Jahr 2018 ist Lohngleichheit zwischen Männern und Frauen ein frommer Wunsch. Während im Parlament Lohnkontrollen gescheitert sind, reagiert die reformierte Kirche in Zürich.

Eigentlich ist es klar geregelt: Seit 1996 schreibt ein Gesetz die Lohngleichheit von Mann und Frau vor. Ende Februar befasste sich nun der Ständerat mit einem Vorschlag zur Umsetzung dieser Vorgaben: Betriebe mit mehr als 50 Mitarbeitenden sollten alle vier Jahre ihre Lohnstruktur überprüfen lassen. Dadurch würden etwaige Ungleichheiten offengelegt und könnten angepasst werden. Doch der Ständerat wies das Geschäft zurück: zu viel Aufwand, zu viel Kontrolle, zu wenig erfolgsversprechend.

Eine Woche später, am 8. März, dem Weltfrauentag, protestierten in mehreren Schweizer Städten Frauen und Männer gegen die verfassungswidrige Lohnungleichheit. Unter den Protestierenden war Dorothea Forster, Präsidentin der Evangelischen Frauen Schweiz. «Wir sind nicht nur wütend, wir sind vor allem ratlos», sagt die Frau, die sich seit Jahrzehnten für Gleichstellung einsetzt. «Seit 37 Jahren hören wir dieselben Argumente. Die Zeit der Freiwilligkeit ist längst vorbei.» Einmal mehr stellt sie die Frage: Wie lassen sich patriarchale Bilder, die Denken und Handeln von Männern und Frauen beeinflussen, endlich aufbrechen? «Kaum mehr jemand ist gegen Gleichstellung. Nur im Portemonnaie wirkt sich das bisher nicht aus.»

Lohnpraxis im Selbsttest

Tatsächlich verdient eine Frau aktuell laut den Statistiken des Bundes durchschnittlich 18 Prozent weniger als ein Mann. Im öffentlichen Sektor, zu dem auch die Kirchgemeinden gehören, macht die Lohn Differenz knapp 17 Prozent aus. Davon lassen sich 58 Prozent der Differenz durch objektive Faktoren wie Funktion, Dienstjahre oder Ausbildung erklären. 42 Prozent bleiben jedoch unerklärt und stellen eine potenzielle Diskriminierung aufgrund des Geschlechts dar.

«Die Zahlen basieren auf einer breiten Grundlage», betont Patric Aeberhard vom Eidgenössischen Büro für die Gleichstellung von Mann und Frau. Die Lohn Daten werden bei rund 30 000 Unternehmen erhoben. «Die Zahlen zeigen, dass der Lohnunterschied seit 1994 zwar kleiner wurde, der nicht erklärte, also potenziell diskriminierende Anteil jedoch stagniert.»

Wie sieht es bei den reformierten Landeskirchen aus? Die Umfrage im Verbreitungsgebiet von «reformiert.» ergibt, dass die Kirchen



Gleicher Lohn für gleiche Arbeit: Alle sind dafür, doch Verbesserungsvorschläge haben es schwer.

Foto: Pexel

Bern, Aargau und Graubünden davon ausgehen, dass bei ihnen Lohngleichheit herrscht. In Bern wird die Annahme damit begründet, dass kirchgemeindeeigene Stellen dem kantonalen Recht unterstünden und die Lohnfrage damit geregelt sei. Auch die reformierten Kirchen in den Kantonen Aargau und Graubünden sehen keinen Handlungsbedarf, ihre Löhne zu überprüfen. Die Gleichstellung sei unter anderem durch festgelegte Mindestlöhne gewährleistet, heisst es.

Einzig die Zürcher Landeskirche wollte es genauer wissen: Mit «Logib», dem Selbsttest-Instrument des Bundes, untersuchte man die Lohnpraxis. Die Ergebnisse lägen zwar mittlerweile vor, lässt der Personaldienst der reformierten Kirche Zürich ausrichten, sie seien jedoch noch nicht öffentlich.

Prüfen ist besser als glauben

Das Vorgehen der Zürcher Reformierten findet Patric Aeberhard vom Gleichstellungsbüro den einzig richtigen Weg. «Die meisten Betriebe sind überzeugt, dass bei ihnen Lohngleichheit herrscht. Deshalb sind sie nicht motiviert, es zu überprüfen.» Aus diesem Grund hält er die Angaben zur Lohnsituation der

drei Landeskirchen für wenig aussagekräftig. «Genau diese Haltung, dass man nicht genau hinschaut und die Löhne nicht konkret vergleicht, ist der beste Nährboden für Ungerechtigkeiten.» Lohngleichheitsanalysen wirkten sich positiv aus, führten zu einer Versachlichung der Diskussion über Löhne, zu mehr Transparenz und zur Sensibilisierung für Gleichstellungsanliegen. «Prüfen statt glauben ist ein einfacher Weg, alte Denk- und Rollenmuster auszuhebeln.»

Bei etlichen europäischen Nachbarn sind derartige Lohnuntersuchungen bereits Standard. Hierzulande überwiegen noch die Zweifel an deren Wirksamkeit. Man nimmt damit unter anderem in Kauf, dass bereits beim Eintritt in den Arbeitsmarkt bei jungen Frauen ein unerklärbarer Lohnunterschied von bis zu sieben Prozent feststellbar ist.

Sabine Scheuter, Genderbeauftragte der Reformierten Kirche des Kantons Zürich erkennt ein tief verwurzelt, strukturelles Problem. «Da steht der Arbeitgeber gegenüber den Mitarbeitenden in der Pflicht, so auch die Kirche.» Bis das Ziel, gleicher Lohn für gleiche Arbeit, erreicht sei, gebe es noch viel zu tun. Katharina Kilchenmann

«Nicht genau hinzuschauen und die Löhne nicht konkret zu vergleichen, ist der beste Nährboden für Ungerechtigkeiten und Diskriminierung.»

Patric Aeberhard
Eidgenössisches Gleichstellungsbüro

Kommentar

Seilschaften gegen die unerklärliche Differenz

Frauen bekommen für die gleiche Arbeit den gleichen Lohn. Das sollte eigentlich klar sein. Erst recht im Jahr 2018, erst recht in einem aufgeklärten Land. Warum hapert es dann mit der Umsetzung? Warum sind im privaten und auch im öffentlichen Sektor Lohnunterschiede zwischen den Geschlechtern zu verbuchen, die «unerklärbar» sind? Trotz Verbesserung der Grosswetterlage bleibt dieser hartnäckige Prozentsatz, der scheinbar keinen Grund hat ausser: «Du bist halt eine Frau.» Das ist schlicht diskriminierend.

Bequem oder resigniert

Für den Missstand kann es nur zwei Ursachen geben. Einerseits scheint vielen Menschen nicht klar zu sein, dass es diesen «unerklärlichen Unterschied» überhaupt noch gibt. Andererseits scheint es eine Furcht oder Bequemlichkeit vor einer Veränderung zu geben. Oder beides. Männer, die wollen, dass alles bleibt, wie es ist. Aber auch Frauen, die sich damit abgefunden haben. Statt sich angesichts dieser Hartnäckigkeit geschlagen zu geben, müssen Frauen das Problem der Ungeleichheit immer wieder in Angriff nehmen. Und zwar taktisch klug. Indem sie sich besser vernetzen und weniger gegeneinander arbeiten.

Solidarisch und vernetzt

In einem Interview mit dieser Zeitung sagte die Unternehmerin Michèle Etienne: «Männer müssen überzeugt werden, Frauen zu fördern, weil es zu wenige Frauen gibt, welche dies füreinander tun.» Männer, so sagte sie weiter, lernten bereits im Kindesalter, sich zu vernetzen, Seilschaften zu pflegen. Für Frauen hiesse das im Gegenzug, Netzwerke für die gemeinsame Sache zu bauen, ohne sich dabei emotional gleich zu sehr verpflichtet zu fühlen. Wenn Frauen noch geschickter für die gemeinsame Sache zusammenarbeiten, sollte der Gleichwertigkeit nichts mehr im Wege stehen. Denn: Für weniger Lohn bei gleicher Leistung kann es tatsächlich keine Erklärung geben.



Constanze Broelemann
«reformiert.»-Redaktorin in Graubünden

Leiterspiel zur Passionsgeschichte

Viermal Hallelujah mit Leonard Cohen

The board game grid consists of 10 rows and 10 columns of colored squares. Each square contains a number from 1 to 68. The 'ZIEL' (Goal) is located at the top right corner, field 68. The grid is divided into sections with illustrations and captions:

- Row 1:** Field 63 (Abnahme vom Kreuz und Grablegung), Field 64 (ZIEL), Field 65, 66, 67, 68 (ZIEL: Auferstehung Jesu).
- Row 2:** Field 62 (Golgotha - die Kreuzigung), Field 61, 60, 59, 58, 57, 56, 55.
- Row 3:** Field 47, 48, 49, 50, 51 (Simon von Kyrene trägt das Kreuz), 52, 53, 54.
- Row 4:** Field 46, 45 (Geisselung und Dornenkrone), 44, 43, 42, 41, 40, 39.
- Row 5:** Field 31 (Der Hahn kräht dreimal), 32, 33, 34, 35, 36, 37 (Pilatus entzieht sich der Verantwortung), 38.
- Row 6:** Field 30, 29, 28 (Während der Gefangennahme), 27, 26, 25, 24.
- Row 7:** Field 17, 19, 20, 21 (Der Kuss des Judas), 22, 23.
- Row 8:** Field 16, 15, 14, 13 (Das Abendmahl), 12, 11, 10, 9.
- Row 9:** Field 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7 (Palmsonntag), 8.

 A yellow lightning bolt starts at field 64 and points to field 35. The 'ZIEL' is at field 68.

Spiel: Edy Hubacher / Illustration: Schlorian

Anleitung

Jede Spielerin, jeder Spieler erhält eine Spielfigur und stellt diese auf das Startfeld 1. Es wird reihum gewürfelt. Das Würfelresultat bestimmt, wie viele Felder man vorrückt. Landet man auf einem Feld mit Bild, lesen Sie bei der entsprechenden Zahl rechts, was zu tun ist.

Benötigt werden

Das Neue Testament (um die angegebenen Bibelstellen vorzulesen oder zu erzählen) – Spielfiguren – ein Würfel.

Erwünscht sind

Brot, Wasser und Gläser; Laptop oder Smartphone; Banknoten oder Kleingeld. Versuchen Sie, eine weitere Runde zu spielen, in der Sie die Strafen und Belohnungen miteinander diskutieren und selber bestimmen.

Der Spielplan kann auf www.reformiert.info/leiterspiel ausgedruckt werden.

7 Palmsonntag – Der Einzug in Jerusalem

Matthäus 21,1–11
Viermal Hallelujah mit Leonard Cohen singen (YouTube).
→ auf Feld 10 vorrücken

13 Das Abendmahl

Lukas 22,14–23
Miteinander Brot teilen, einander Wasser einschenken.
→ auf Feld 19 vorrücken

18 Garten Gethsemane – Die schlafenden Jünger

Markus 14,32–42
Liegestütze oder Armkreisen, um wach zu werden (Anzahl nach Fitnessstand).
→ 1 Runde mit Würfeln aussetzen

21 Gefangennahme – Kuss des Judas

Matthäus 26, 47–56
Silberlinge spenden: Einzahlung an Brot für alle (PC 40-984-9 oder www.brotfueralle.ch).
→ auf Feld 11 zurück

27 Petrus schlägt dem Knecht Malchus ein Ohr ab

Lukas 22,49–52
Jemandem per SMS oder WhatsApp um Verzeihung bitten.
→ auf Feld 20 zurück

28 Jesus heilt den Verletzten

Jemandem per SMS oder WhatsApp verzeihen.
→ auf Feld 35 vorrücken

31 Petrus' Verrat am Feuer – der Hahn kräht dreimal

Matthäus 26,69–75
Eine Lüge zugeben oder das Vaterunser sprechen.
→ auf Feld 17 zurück

37 Pilatus wäscht seine Hände in Unschuld

Matthäus 27,20–24
Die Hände waschen.
→ auf Feld 25 zurück

45 Folter Jesu – Geisselung und Dornenkrone

Johannes 19,1–7
Eine Verspottung durch die Mitspieler erdulden.
→ auf Feld 33 zurück

51 Jesus bricht unter dem Kreuz zusammen – Simon von Kyrene hilft das Kreuz tragen

Markus 15,21–22
Einem Nächsten einen Liebesdienst erweisen.
→ auf Feld 58 vorrücken

62 Die Kreuzigung auf Golgotha

Lukas, 23,32–47
Drei Minuten schweigen.
→ auf Feld 43 zurück

64 Josef von Arimathäa nimmt Jesus vom Kreuz – Grablegung

Matthäus 27,57–61
Nach dem Spiel eine Karte schreiben, um jemanden zu trösten.
→ auf Feld 65 vorrücken

ZIEL Auferstehung Jesu

Johannes 20,1–18
Wer nach Abkürzungen und Rückschlägen zuerst das Ziel erreicht, braucht dazu nicht die genaue Punktzahl zu würfeln. Die überzähligen Punkte helfen, tiefer in das Geheimnis des Lebens einzudringen.

Wer gewonnen hat, darf sich ein Musikstück wünschen:
– J. S. Bach: Schluss-Choral der Johannes-Passion
– W. A. Mozart: Ave verum corpus
– A. Lloyd Webber: Pie Jesu & Agnus Dei
– Jesus Christ Superstar: I don't know how to love Him (Sarah Brightman)
– Georges Brassens: La Prière
– Lucio Dalla: Com'è profondo il mar'
– Oder eines nach eigener Wahl



Pyrotechnik zum Nationalfeiertag: Unter die Demonstranten in Warschau mischten sich zahlreiche Rechtsextreme mit ihren Hetzparolen.

Foto: Keystone

Wenn Rassisten sich auf Gott berufen

Politik Seit die nationalkonservative Regierung in Polen an der Macht ist, tritt die extreme Rechte selbstbewusst auf. Sie beruft sich auf Gott. Die katholische Kirche grenzt sich nur zögerlich ab.

Es sah aus, als brenne Warschau. Mit Feuerwerkskörpern, Fackeln und einem rot-weißen Fahnenmeer feierten Nationalisten und Rechts-extreme im letzten November Polens Unabhängigkeitstag. «Tod den Feinden des Vaterlandes», «Europa wird weiss sein oder entvölkert», stand auf ihren Plakaten.

Die Mehrheit im grossen Umzug teilte diese Ansichten zwar nicht, es gab zudem Gegendemonstrationen. Doch beherrscht wurde die Berichterstattung vom rechten Aufmarsch. Das Motto lautete: «Wir wollen Gott». Seit in Polen die Par-

tei Recht und Gerechtigkeit (PiS) regiert, treten rechtsextreme Gruppen selbstbewusster auf. Zwar distanzierte sich sogar PiS-Chef Jaroslaw Kaczynski von den rassistischen Parolen. Letztlich aber hat seine Partei mit ihrer nationalistischen, fremdenfeindlichen und islamophoben Rhetorik die extremen Thesen erst salonfähig gemacht.

Die Propaganda des Paters

Wacker unterstützt werden die Regierung und der rechte Rand von einem katholischen Pater: Tadeusz Rydzik ist Gründer von «Radio

Maryia», einem Fernsehsender, einer Tageszeitung und einer Ausbildungsstätte für Medienschaffende.

«Was in Rydzys Medien verkündet wird, setzen die Leute mit der Haltung der katholischen Kirche gleich», sagt Theo Mechtenberg. Der katholische Theologe und Publizist aus Bad Oeynhausen in Nordrhein-Westfalen ist seit 40 Jahren im deutsch-polnischen Dialog engagiert. Für ihn ist klar: Die Kirche in Polen sollte mehr Distanz zur Politik halten. Nach der Wende habe sie versucht, eigene Anliegen politisch durchzusetzen. Als dies zu Konflik-

«In Polen hat viele Menschen eine Art Besessenheit ergriffen.»

Theo Mechtenberg
Katholischer Theologe, Polenkenner

Terrorpropaganda für Machos in der Krise

Islamismus Psychologe Ahmad Mansour zeigt, wie Patriarchat und Terror zusammenhängen. Er kritisiert auch die Gelehrtengläubigkeit im Islam.

Mit dem Islam hat der Terror nichts zu tun. Den Satz mag Ahmad Mansour nicht mehr hören. Er hält ihn für eine Ausrede, «die negiert, dass sich Extremisten auf Positionen beziehen, die in westeuropäischen Moscheen Mainstream sind».

Mansour ist Psychologe und hat sich mit seiner Integrationsarbeit mit radikalisierten Jugendlichen einen Namen gemacht. Zudem berät er Sicherheitsbehörden in der Extremismusprävention. Anfang März

war er in Basel an der Fachtagung «Geschlechterrollen in den Religionen» von Mission 21 zu Gast.

Das Bild vom Vater bröckelt

Zu den in muslimischen Gemeinden salonfähigen Ansichten, an denen die Extremisten anknüpfen, zählt Mansour die fehlende Gleichberechtigung von Mann und Frau sowie das Bild des strafenden Gottes. «Ich habe das Gefühl, die bestrafenden Väter haben den bestrafen-

den Gott erfunden.» Mansour sagt, in vielen Familien aus Afghanistan oder Syrien sei der Vater die bestimmende Figur. Nach der Migration, wenn die Kinder für den Vater zum Beispiel plötzlich übersetzen müssen, gerate die Autorität ins Wanken. «In dieses Vakuum stossen die Radikalen und bringen das brüchig gewordene Weltbild zurück in eine starre, patriarchale Ordnung.»

Neben der zur Ideologie geronnenen Religion spielen Abenteuer und Männlichkeitskultur eine wichtige Rolle in der Propaganda. Die Extremisten bezeichnet Mansour als durchaus erfolgreiche Jugendarbeiter. Für ihre Botschaft empfänglich sind vor allem Jugendliche, die in einer existenziellen Krise stecken.

«Wir müssen schneller sein als die Extremisten», sagt Mansour. Das bedeutet für ihn eben gerade nicht, Integrationsprogramme und



Ahmad Mansour Foto: Heike Steinweg

Antidiskriminierungskampagnen zu lancieren, die «Muslime in ihrer Opferrolle bestätigen». In Workshops verlangt er von den Jugendlichen, ihre Haltung zu reflektieren. Sie erfahren in Rollenspielen, wel-

ten mit der liberal-konservativen Vorgängerregierung führte, hätten die meisten Bischöfe den Wahlsieg der PiS begrüsst. «Inzwischen zeigt sich eine gewisse Distanzierung von der Regierung.»

Bischöfe gegen Justizreform

So hat die Bischofskonferenz in einem Papier den wachsenden Nationalismus verurteilt und sich für einen «gastfreundlichen Patriotismus» ausgesprochen. Sie warnte auch vor der unterdessen verabschiedeten Justizreform, welche die Gewaltentrennung untergräbt.

«Doch die Bischofskonferenz ist gespalten», sagt Mechtenberg. Gewisse Bischöfe äusserten sich trotz offizieller Verlautbarungen immer wieder nationalistisch und islamfeindlich. «Um überhaupt gehört zu werden, müssten die Andersgesinnten viel deutlicher werden und sich offen mit der Regierung anlegen.»

Mechtenberg hat kaum Hoffnungen auf eine baldige politische Wende. «Eine Art Besessenheit hat in Polen viele Leute ergriffen.» Der Brückenbauer beklagt, dass unter der Situation inzwischen auch alte Freundschaften von ihm und seiner polnischstämmigen Frau leiden.

Elzbieta Adamiak wünscht sich ebenfalls mehr Mut von ihrer Kirche. Sie ist Professorin für katholische Theologie an der Universität Koblenz-Landau. Doch obwohl die feministische Theologin mit den in Familienfragen und der Genderpolitik sehr konservativen Bischöfen meist nicht einverstanden ist, warnt sie vor Verallgemeinerungen. «Die ganze Gesellschaft in Polen ist gespalten und somit auch die Kirche und die Kirchenleitung.»

Abkehr der Enttäuschten

Dem Klischee, dass die Kirche die nationalen Kräfte stärke und die Opposition antikirchlich sei, widerspricht Adamiak. «Immerhin spricht sich die Bischofskonferenz zum Beispiel deutlich für die Aufnahme von Flüchtlingen aus», sagt sie. Und dies, obwohl die Regierung mit ihrer Abschottungspolitik eine klare Mehrheit im Volk hinter sich weiss. An der kirchlichen Basis wiederum stünden viele Leute für die Anliegen von Menschen mit anderer sexueller Orientierung ein, welche die Bischöfe nicht guthiessen.

Die Theologin glaubt, dass die nationalkonservative Regierung nicht mit allen von ihr bewirtschafteten Themen so breite Unterstützung erfährt wie in der Flüchtlingsfrage. «Das Problem ist, dass sich viele Leute von der Politik verabschiedet haben, auch mangels überzeugender Alternativen.» Christa Amstutz

che Konsequenzen ihre Schwarz-Weiss-Ideologie hat.

In der arabischen Stadt Tira in Israel aufgewachsen, stand Mansour als Jugendlicher unter dem Einfluss eines radikalen Imams. Während des Studiums in Tel Aviv, das er später in Berlin abschloss, distanzierte er sich vom Fundamentalismus.

Mit Gott streiten dürfen

Im Interview mit «reformiert.» kritisiert Ahmad Mansour, dass der Islam «zur Gelehrtenreligion verkümmert» sei. Er wolle sich aber mit unterschiedlichen Glaubens-traditionen befassen «und mit Gott auch streiten können». Die Würde des Menschen und die Barmherzigkeit Gottes sind für Ahmad Mansour im Islam zentral. Felix Reich

Interview mit Ahmad Mansour:
www.reformiert.info/mansour

«Glauben war für mich nie etwas Naives»

Medizin Als Herzchirurg ist Thierry Carrel nahe am Leben. Und manchmal nahe am Tod. Der einstige Jesuitenschüler nimmt als Arzt auch Anteil an den existenziellen Fragen seiner Patienten.



Keine Angst vor grossen Fragen: Herzchirurg Thierry Carrel. Foto: Christian Scholz

Als Herzchirurg nehmen Sie weltweit an Kongressen teil. Dort suchen Sie oft Kirchen auf. Warum?
Thierry Carrel: Weil es für mich Nahrung für den Geist ist. Wenn immer möglich gehe ich anlässlich von Kongressen abends hin und wieder in eine Kirche und geniesse dort die Architektur, vielleicht liturgische Musik und vor allem die Stille. In den USA gibt es davon weniger, aber in den grossen Städten Europas kenne ich mittlerweile viele wunderschöne sakrale Orte, die mir etwas bedeuten.

Sie sind katholisch aufgewachsen.
Ja, in Fribourg besuchte ich das Gymnasium im Jesuitenkollegium St. Michel. Dort wurden wir unter anderem von Patres unterrichtet, vorab in den humanistischen Fächern: Sprachen, Religionswissenschaft, Philosophie. Ihr Denken und ihr reflektierter Umgang mit den Mitmenschen und der Religion haben mich geprägt. Glauben war für mich daher nie etwas Naives, Hingebungsvolles, sondern eine intellektuelle und durchaus auch kritische Auseinandersetzung mit den grossen Fragen des Lebens.

Glauben heisst für Sie also, sich die- sen Fragen zu stellen?

Genau. Die Gespräche mit den Patres waren oft provokativ aufbauend. Wenn es etwa um die Frage der Auferstehung oder um das ewige Leben ging, konnten die unvereinbaren Sichtweisen der Religion und der Naturwissenschaft durchaus nebeneinanderstehen. Wir mussten nicht blind glauben, was die Kirche vertritt – wir sollten selber denken. Diese Haltung hat mich auf dem naturwissenschaftlichen Weg, wo vieles erklärbar ist und anderes ein Mysterium bleibt, begleitet.

Was ist für Sie als Herzmediziner ein Mysterium?

Die Tatsache, dass alles, was wir heute dem Leben nachahmen und nachbauen können – wie ein künstliches Herz etwa – immer noch meilenweit entfernt ist vom «Produkt Mensch», das in seiner Komplexität unerreichbar ist. Seis anatomisch oder physiologisch, die menschliche Kreatur löst letztlich immer wieder Staunen aus.

In einer Vortragsreihe mit dem Titel «Sterben – und danach?» machen sie sich als Mediziner Gedanken über die Unsterblichkeit. Zu welchem Schluss sind Sie gekommen?
Natürlich zu keinem! Niemand hat eine Erklärung dafür, was vor und nach dem Leben ist. Es macht auch gar keinen Sinn, recht haben zu wollen mit einer Theorie, weil man es einfach nicht weiss. Wir können nicht mehr als interessiert sein an möglichen Erklärungen, aber eine sichere Antwort wird es nie geben.

Ist denn die Unsterblichkeit ein Ziel der Medizin?

Nein, der Tod ist die einzige biologische Konstante. Uns allen ist son-

«Das Produkt Mensch ist bisher unerreicht.»

Thierry Carrel
Herzchirurg am Inselpital Bern

nenklar, dass wir sterben werden. Die einzige Frage, die sich stellt, ist: Wann und wie werden wir sterben? Den Zeitpunkt kann die Medizin beeinflussen, aber auch das ändert nichts an der Tatsache, dass wir, ausser bei einem Suizid, keine Kontrolle über den eigenen Tod haben. Das macht es hochspannend.

Auch die Art des Sterbens kann die Medizin beeinflussen.

Das ist so, nur sind wir Mediziner nicht zuständig für das Sterben. Vielmehr sind wir Anwälte gegen den Tod. Doch genau darin sehe ich ungeklärte Fragen. Wir kümmern uns um Kranke, solange es noch Heilungschancen gibt. Sobald wir nichts mehr tun können, überlassen wir die Begleitung anderen Institutionen. Dabei hätte die Medizin das Wissen und alle Möglichkeiten, Schmerzen zu lindern, Angst zu lösen und den Menschen ein Sterben in Würde zu ermöglichen. Wir sollten auch in diesem Bereich prä-

sent sein und Unterstützung bieten, wenn es sie braucht.

Wie möchten Sie sterben?
Wenn möglich, ohne allzu grosse Schmerzen zu erleiden oder ersticken zu müssen. Ich fände es schön, zuhause zu sterben und von meinen Lieben Abschied nehmen zu können. Aber auch ich werde nicht auswählen können. Aus meiner Erfahrung als Arzt ist mir noch wichtig zu sagen: Viele Menschen werden in ihrer letzten Lebenszeit entwertet, etwa, wenn der Lebenspartner stirbt oder wenn sie in ein Pflegeheim müssen. Diese Art von «Verloren sein» fände ich schlimm.

Sie sind als Arzt mit vielen Geschichten konfrontiert.

Ja, und oft werden wir als Mediziner durch unsere Patienten Teil eines intensiven Prozesses. Für mich gehört es zu meiner Arbeit, dass ich auch an den existenziellen Fragen meiner Patienten Anteil nehme. Dass ich neben den medizinischen auch die menschlichen Herausforderungen einbeziehe und mich ihren Fragen stelle, selbst wenn ich keine Antwort weiss. Das kann aufwühlend und anstrengend sein, aber auch sehr bereichernd.

Hilft Ihnen dabei Ihr Glaube?

Ich weiss nicht, ob man das so sagen kann. Jedenfalls kommen mir aber hier die Bildung und die Prägung aus meiner Zeit im Jesuitenkollegium einmal mehr zugute. Ich habe keine Angst vor den unlösbaren Fragen. Ich bin vielmehr von ganzem Herzen daran interessiert.

Interview: Katharina Kilchenmann

Thierry Carrel, 57

Er studierte Medizin in Freiburg und Bern. 1999 wurde er ordentlicher Professor und Direktor der Klinik für Herz- und Gefässchirurgie des Berner Inselpitals und hat bisher über 10 000 herzchirurgische Eingriffe durchgeführt. Er ist verheiratet mit der Journalistin Sabine Dahinden.

Buchtipps: Thierry Carrel: Von Herzen. Der Herzchirurg. Die Operation. Die Patienten. Walther Däpp, Werdverlag 2015

Harte Fronten bei Abstimmung zur Johanneskirche

Thun Vor Schulden und Stellenabbau warnt der Kleine Kirchenrat – dem das Initiativkomitee unsaubere und ungenügende Informationen vorwirft.

Die Warnungen sind dringlich bis drastisch: Der Kleine Kirchenrat der Thuner Gesamtkirchengemeinde sieht bis 2020 über fünf Millionen Franken Schulden kommen und die Gefahr eines Stellenabbaus, wenn die Initiative «Pro Johanneskirche» angenommen wird. Am 29. April stimmen die Thuner Reformierten darüber ab. 2016 hatte das Kirchenparlament entschieden, die Johanneskirche – die grösste der Kirchengemeinde Strättligen – zu entwiden und einen Verkauf möglich zu machen. Strättligen selbst hatte zuvor den Antrag auf den Verzicht einer Kirche zurückgewiesen, weil relevante Informationen fehlten.

Ende 2016 wurde dann die Initiative «Pro Johanneskirche» lanciert. Der Kleine und Grosse Kirchenrat empfehlen die Ablehnung. Die notwendige Sanierung würde rund 5,5 Millionen Franken kosten. Das

gefährde das «Wohl aller Kirchengemeinden», heisst es in der Abstimmungsbotschaft – die keine Argumente der Gegenseite enthält.

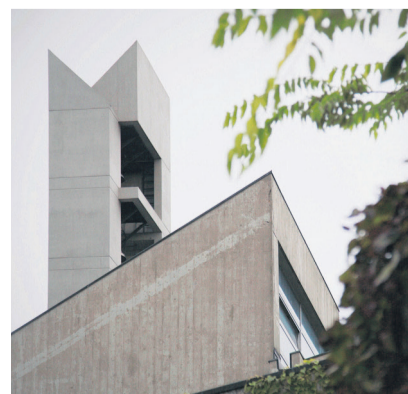
Unvollständige Zahlen

Angeführt wird auch, Strättligen habe von den fünf Thuner Kirchengemeinden seit 1980 am meisten Bau- und Sanierungskosten verursacht. Nicht angegeben wird aber, dass in Strättligen mit Abstand am meisten Kirchen stehen, nämlich fünf. In Thun-Stadt sind es zwei, in den anderen drei je eine. Und dass die Kosten pro Mitglied in allen Kirchengemeinden ungefähr ähnlich waren.

Solche unvollständigen Informationen ärgern den Verein Pro Johanneskirche. Auch sei es unüblich, Sanierungen nur aus flüssigen Mitteln zu finanzieren, moniert Oliver Jaggi vom Initiativkomitee. Genau das suggeriert jedoch die Abstimmungs-

botschaft. In einem «seriösen Finanzplan» würde zur Hauptsache das Eigenkapital im Auge behalten. Und dieses sei per Ende 2016 auf 15 Millionen Franken angewachsen – fast gleich viel wie in Bern, sagt Jaggi. Marius Schären

Pro und Contra: reformiert.info/thun



Johanneskirche Foto: Marius Schären

Sanfte Metamorphose des Pyramidenbaus

Bern Eine der architektonisch auffälligsten Kirchen der Stadt wird bald keine mehr sein. Wahrscheinlich wird sie in Zukunft zur Bibliothek.

Im Norden von Bern ist die Kirchenlandschaft in Bewegung. Die katholische Kirche Heiligkreuz in der Tiefenau wurde Anfang Jahr an die Rumänisch-Orthodoxen übergeben. Dafür haben die Katholiken ihren Standort auf der anderen Aareseite in Bremgarten ausgebaut – und vermieten da den Reformierten Büros im Kirchengemeindehaus. Denn diese haben ihr eigenes der Einwohnergemeinde verkauft.

Die Stadt als Käuferin

Zur reformierten Kirchengemeinde Matthäus-Bremgarten gehört neben Bremgarten ein zweiter Standort: das Rossfeld. Hier nutzt sie die in der Form einer Pyramide errichtete Matthäuskirche, das Pfarrhaus wie auch das Kirchengemeindehaus. Das ganze Ensemble wird voraussichtlich per Anfang 2019 an die Stadt

Bern verkauft. «Vorgesehen ist eine polyvalente Nutzung der Kirche durch Schule und Bibliothek», sagt Bruno Banholzer, stellvertretender Kirchmeister der Gesamtkirchengemeinde Bern. Die Stadt habe vor, das Kirchengemeindehaus ebenfalls für die Schule und das Pfarrhaus als Kita zu nutzen. Die Kirchengemeinde soll drei Büros mieten und auch die Kirche weiterhin brauchen können. Marius Schären

«Vorgesehen ist eine Nutzung durch Schule und Bibliothek.»

Bruno Banholzer
Stellvertretender Kirchmeister

DOSSIER: *Erinnerung*



**Vom Mann, der
Adolf Eichmann
einst verhörte**

SS-Judendezernent Adolf Eichmann im kugelsicheren Zeugenstand während seines Prozesses in Jerusalem 1961.

Foto: Getty Images

Der israelische Polizist Avner Werner Less verhörte Adolf Eichmann, den Logistiker des Massenmords an den Juden. Er tat es höflich und korrekt. Sein Sohn Alon Less, der in Fehrlortorf wohnt, begleitete «reformiert.»-Redaktor Delf Bucher auf einer Reise nach Berlin. Sie führte in die dunkle Vergangenheit der Nazi Herrschaft und zeigte, wie schwer sich Täter und Mitwisser nach dem Krieg mit der Erinnerung taten.

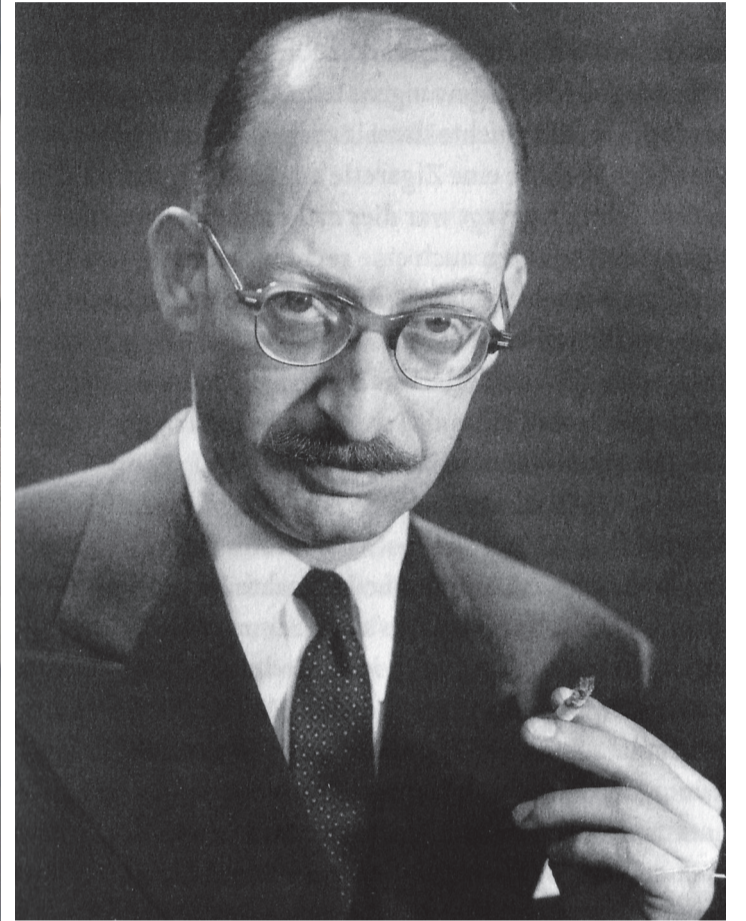


Alon Less beim Holocaust-Mahnmal in Berlin: «Eichmann wollte sich nie seiner Verantwortung stellen.»

Foto: Dominik Thomas Butzmann



Less mit Frau und Tochter im Zuschauerraum des Gerichts. Foto: Archiv für Zeitgeschichte, ETH Zürich



Der israelische Polizist Avner Werner Less verhörte Adolf Eichmann über 275 Stunden lang. Foto: Archiv für Zeitgesch., ETH Zürich

Brillenputztuch den Gedenkstein mit der Aufschrift «Hier wohnte Julius Less – Jg. 1885 – Deportiert 12. 1. 1943 – ermordet in Auschwitz» aufzupolieren. «Niemand konnte sich mein Grossvater vorstellen, dass die Deutschen zu solchen Gräueltaten fähig wären.» Sein Grossvater Julius Less hatte das Eisene Kreuz als deutscher Soldat im Ersten Weltkrieg erhalten. «Für ihn war das wie ein Schutz, dass die Nazis ihn nicht verfolgen würden.»

Feuerwehr als Brandstifter

Stolpersteine sind auch rund um mein Elternhaus in Stuttgart in Gehsteige eingelassen. Dutzende von Messingplatten erinnern an jüdische Schicksale. Denn hier stand einst die Synagoge, welche die jüdischen Stuttgarter bequem am Sabbat zu Fuss erreichen konnten.

Täglich kam ich auf dem Weg zur Schule an einem Parkplatz vorbei. An diesem Ort haben Feuerwehrleute am 9. November 1938 auf Befehl der Nazis die Synagoge abgebrannt. Damals wusste ich das nicht. Ich wuchs in einer Welt der Baukräne auf, in einer Zeit, in der immer mehr Autos uns Kindern den Spielraum auf der Strasse einengten. Im Wohlstandsdeutschland halt, das mit Geschäftigkeit und Fleiss den Schatten der Vergangenheit entfliehen wollte.

Statt Aufarbeitung wollten die meisten Deutschen einen Schlussstrich. Natürlich prägten die Bunker das Stadtbild, gab es Fotos der Gefallenen in Wehrmachtsuniform in den Stuben. Trotzdem war der Krieg fern. Es hat lange gedauert, bis mein Vater etwas preisgab von

seiner Zeit als Hitlerjunge. Heute ist er beschämt, dass einen Tag nach der «Reichskristallnacht» – auch so eine verharmlosende Wortschöpfung wie Endlösung – sein jüdischer Klassenkamerad zusammengeschlagen wurde und er nur passiv daneben stand.

Verwirrt waren meine Eltern, als ich sie erstmals fragte: «Wer sind die Juden?» Zuvor war ich einmal zurechtgewiesen worden, als ich in einem Laden «Judenfütze», der damals im Schwäbischen übliche Ausdruck für die roten Mini-Böller, ordern wollte. Juden – das war ein Fremdwort für mich, und heute überlege ich: Wann wurde mir bewusst? Jesus ist ein Jude!

In der Pubertät wurde dann die Frage an die Eltern drängender: «Wie viel wusstet ihr vom Massenmord an den Juden?» Und diese quälende Frage ist bis heute geblieben.

Die unzähligen Profiteure

Mit der Mitwisserschaft der deutschen Bevölkerung beschäftigt sich Rechtshistoriker Hans-Christian Jasch, Leiter der Gedenkstätte Wannsee. Ihn besuchen wir in seinem Büro im ersten Stock der ehemaligen Fabrikantenvilla. Kisten voller Akten hüllen den Raum mit staubiger Luft ein.

Jasch recherchiert zurzeit über Otto Hofmann, Leiter des SS-Rassen- und Siedlungsamts. Er öffnet das Fenster, blickt hinaus zum Wannsee. Der See war auch im Winter 1942 gefroren, als die in der Kälte stecken gebliebene Russland-Offensive der Wehrmacht die Strategen der Massenvernichtung an diesem Ort zu immer monströseren Mord-

taten antrieb. Wie viel wussten die Deutschen von den in ihrem Namen begangenen Verbrechen? Schon die Zahl von sechs Millionen zeigt es: Ein gigantischer Apparat war notwendig. Lokführer, Baumeister für Gaskammern, Chemiker für die Produktion von Zyklon B und Tausende von SS-Männern arbeiteten daran, damit im industriellen Akkordtakt Hunderttausende von Menschenleben vernichtet werden konnten. Aber Jasch macht klar: Es geht nicht nur um jene, die direkt mit der Tötungsmaschinerie verbunden waren. «Die Verstrickung ist viel weiter zu fassen, und sei es nur, dass man sich bei einer Möbelauktion von deportierten Juden ein Kanapee gekauft hat.»

Nach dem Krieg sei das Vergessen wollen zum Gemeingut geworden, sagt Jasch. Die Opfer des Luftkriegs der Alliierten wurden gegen die dreizehn Millionen von den Deutschen ermordeten Zivilisten aufgerechnet. In der Nachkriegszeit wollte kaum einer den ausgemergelten Menschen in die Augen schauen. In der Gedenkstätte am Wannsee wird der Schriftsteller und KZ-Überlebende Primo Levi zitiert: «Mir war, als müsse jeder uns Fragen stellen, uns an den Gesichtern ablesen, wer wir waren, demütig unseren Bericht anhören. Aber niemand sah uns in die Augen, niemand nahm die Herausforderung an: Sie waren taub, blind und stumm, eingeschlossen in ihre Ruinen, wie in einer Festung gewollter Unwissenheit.» Der Historiker Jasch sagt jedoch, dass es 1961 mit dem Prozess gegen Adolf Eichmann in Israel und den Auschwitz-Prozessen,

«Mein Vater hat uns gelehrt, das Wort Hass und Rache nicht zu gebrauchen.»

Alon Less
Sohn des Eichmann-Verhörers

die in Deutschland stattgefunden haben, zu einem erinnerungspolitischen Einschnitt gekommen sei.

Das Schweigen der Opfer

Alon Less, der bis dahin ruhig zugehört hat, wirft nun ein: «In Israel war das ähnlich. Damals fing man an, darüber zu reden.» Viele der überlebenden KZ-Insassen quälte bis dahin die Furcht, dass ihre Erlebnisse aus den Vernichtungslagern nicht geglaubt würden.

Auch der Bub Alon, der seine Grosseltern im Holocaust verloren hatte, wusste nichts von ihrem Tod in den Gaskammern von Auschwitz. «Meine Mutter sagte immer: Du bist noch zu jung, damit ich dir erzählen kann, was im Krieg passiert ist.» Als im Klassenzimmer das Radio angeschaltet wurde, um den Eichmann-Prozess zu übertragen, hätten manche seiner israelischen

Schulfreunde gefragt: «Wo waren denn damals unsere Soldaten?» Eine merkwürdige Gemeinsamkeit zwischen Opfern und Tätern: Beide Seiten wollten sich an die Mordgeschehen nicht erinnern.

Nun ziehen jüdische und deutsche Jugendliche, drei Generationen von der Shoa entfernt, an den Schautafeln vorbei. Sie studieren am Wannsee die Eskalationsspirale des Rassenwahns, der mit Kaufboykott jüdischer Geschäfte begann und im Massenmord endete. «Die vielen jungen Besucher stimmen mich optimistisch», sagt Less.

Mit dem hölzernen Aufzug fahren wir vom Büro des Museumsleiters hinunter ins Foyer, durch das am 20. Januar 1941 die Koordinatoren des Holocaust geschritten waren. Zuvor fuhren wir mit der S-Bahn an der Station Grunewald vorbei. Hier hatten Betty und Julius Less 1943 auf dem Gleis 17 im Gedränge anderer Juden gestanden und waren zur Todesrampe nach Auschwitz transportiert worden.

Zwei Tage lang hat nun Alon Less auf meiner Berlinreise den Toten seiner Familie eine lebendige Stimme gegeben. Nie ist auch nur mit einer Silbe der Anklage an mich als Nachgeborenen des deutschen Tätervolkes gerichtet worden. Versöhnung – das ist bei Alon Less kein leeres Wort. Für mich ist seine Haltung auch ein Auftrag – so pathetisch es klingen mag –, sich dafür einzusetzen, dass sich Auschwitz nicht wiederholt, nichts Ähnliches nochmals geschieht. Delf Bucher

Buchtipps: Avner Werner Less / Bettina Stagneth: Lüge! Alles Lüge!, Arche 2012, Fr. 30.–



Der Theologe Eberhard Busch kritisiert seine Zunft, zu lange den Holocaust verdrängt zu haben.

Foto: Ephraim Bierl

«Die Schulderklärung war eine laue Sache»

Theologie Nach der Gewaltherrschaft der Nazis wollten viele Kirchenleute in Deutschland einen Schlussstrich ziehen. Der Theologe Eberhard Busch hat die Zeit des Verdrängens als Student und später als Professor erlebt.

«Ich bin ja ein Schweizer geworden und geblieben, obwohl ich die Nationalhymne nicht singen kann», sagt Eberhard Busch in seinem Arbeitszimmer in Friedland bei Göttingen. Natürlich sind in dem mit Büchern vollgestellten Büro auch die zwei Meter des Gesamtwerks von Karl Barth zu finden. Es war die Begegnung mit Karl Barth, die den jungen Eberhard Busch so anhänglich an die Schweiz machte. Er war sein letzter Assistent und begleitete ihn bis zu seinem Tod 1968.

Wann ist Ihnen erstmals ein Jude begegnet?

Eberhard Busch: Lebhaft kann ich mich erinnern, wie wir vom ausgebombten Pfarrhaus in eine Fabrikantenvilla zogen. Darin war auch

eine jüdische Frau einquartiert. Als ich dann als Zehnjähriger vom Nürnberger Prozess 1947 las, brachte ich dies nicht zusammen: die sympathische Jüdin, Mitbewohnerin in unserer Hausgemeinschaft, und das brutale Ziel der Nazis, alle Juden zu ermorden.

Und wie haben Ihre Eltern über Juden gedacht?

Meine Eltern waren weit entfernt von jedem Rassenwahn. Mein Vater hatte 1934 als 29-jähriger Pfarrer an der Synode der Bekennenden Kirche teilgenommen, bei der die von Karl Barth verfasste Barmer Erklärung beschlossen wurde. In ihr haben sich Vertreter der Kirche «allein an das Wort Gottes» gebunden und sich damit von ihrer schwan-

kenden Haltung gegenüber dem Nazi-Staat losgesagt.

Das Thema war für Sie auch in der Nachkriegszeit präsent?

Für mich schon aufgrund meines familiären Umfelds. Aber das anfängliche Interesse an der Aufklärung der deutschen Verbrechen an den Juden wurde in meinem Umfeld nicht weiter gefördert. In der Schule kamen wir im Geschichtsunterricht immer nur bis Bismarck. Aber dreimal durchgenommen haben wir die antike Schlacht von Issos: «333, bei Issos Keilerei.»

Und im Studium? Theologen sollten für das Böse ja eine Antenne haben. Ganz im Gegenteil. Bei mir stieg an der Universität schon bald die

Frage auf, ob Theologen überhaupt Busse tun können.

Wirklich?

Ja. Es ist eine echte Frage für mich. Zu Beginn meines Studiums war ich in Göttingen. Hier war ein wirklich bekennender Nationalsozialist im Amt. Emanuel Hirsch hiess er. Als ich 1958 studierte, veranstalteten die Studierenden geschichtsvergessen einen Fackelzug, um ihn zu ehren. Noch 1989 wurde für Hirsch eine Gedenkfeier an der Göttinger Theologischen Fakultät ausgerichtet. Ich sollte auch etwas sagen. Aber ich wollte nicht Hirsch ehren,

.....
«Ganz wichtig für unser Verhältnis zu den Juden ist es, dass wir das Neue Testament mit der Perspektive des Alten Testaments lesen.»

Eberhard Busch
Theologe

sondern nur seine fragwürdigen Texte sprechen lassen. Da war ich dann der Störenfried. Noch viele andere theologische Koryphäen haben sich dem Ungeist des Nationalsozialismus geöffnet.

Aber das Böse ist ja eigentlich ein Urthema der Theologie?

Gerade der Sündenfall wurde zur beliebten Argumentationsfigur, um die Geschichte zu verdrängen. Helmut Thielicke, der theologische Berater des württembergischen Landesbischofs Theo Wurm, ging immer mit zwei furchtbaren Thesen hausieren. Erstens seien wir alle aufgrund der Erbsünde Sünder. Zweitens könnte ein Schuldbekenntnis nur eine Einzelperson aussprechen, aber nicht eine Kirche oder Institution im Ganzen.

Immerhin hat der württembergische Landesbischof Theo Wurm dann die Stuttgarter Schulderklärung von 1945 mitgetragen.

Lassen Sie es mich einmal polemisch sagen: Die Veröffentlichung war eine laue Sache und keine wirkliche Schulderklärung.

Aber ein Satz ist bemerkenswert: «Durch uns ist unendliches Leid über viele Völker und Länder gebracht worden.»

Naja, das ist aber sehr allgemein formuliert, und gleich folgt so etwas wie ein Selbstlob: «Wir klagen uns an, dass wir nicht mutiger bekannt, nicht treuer gebetet, nicht fröhlicher geglaubt und nicht brennender geliebt haben.» Nicht mutiger, das heisst doch, dass sie irgendwann einmal mutig waren.

Wie hätte denn ein Schuldbekenntnis klingen müssen?

Das hat eine kirchliche Bruderschaft in Württemberg vorgemacht. (Eberhard Busch holt einen Zettel hervor und liest vor): «Wir sind mutlos und tatenlos zurückgewichen, als die Glieder des Volkes Israel unter uns entehrt, beraubt, gepeinigt und getötet worden sind.» Was hinzu-

kommt: Das haben Pfarrer geschrieben, die überhaupt nicht mutlos und tatenlos waren.

Was waren das für Pfarrer?

Das waren ganz eindrückliche Theologen. Teilweise habe ich sie noch kennengelernt. Hermann Diem zum Beispiel, der sich geweigert hatte, den Dienst auf Hitler abzulegen und von Bischof Wurm seines Amtes enthoben wurde. Sie haben während der Nazizeit Juden versteckt und ihnen in manchen Fällen zur Flucht in die Schweiz verholfen.

Hatten Sie Verbindungen zum Flüchtlingspfarrer Paul Vogt?

Das war ein eingespieltes Netzwerk. Wenn auch die Grenze undurchlässig war, gelang es Vogt oft, jüdische Flüchtlinge zu legalisieren und ihnen eine Unterkunft zu besorgen. Übrigens hatte das von Paul Vogt gegründete Hilfswerk für die Bekennende Kirche Deutschland bereits 1944 ein Schuldbekenntnis formuliert mit unverkennbarer Autorschaft von Karl Barth.

Nun haben Karl Barth und Paul Vogt sich dafür eingesetzt, dass Juden in der Schweiz Asyl erhalten. Aber beide haben einen Weihnachtsbrief unterzeichnet, in dem der Satz steht: «Es betrübt und erschreckt uns, dass das Judenvolk Jesus nicht als den im Alten Testament angekündigten Messias erkennt und als seinen Erlöser annimmt.»

Das ist ein Satz, den man nach dem Krieg so nicht wiederholt hätte. Aber der damalige Basler Rabbiner Weil war stark beeindruckt von der Botschaft dieses Briefes. Seit 1900 Jahren hätten Juden nicht solche selbstkritischen Worte von Christen gehört, sagte er. Das liegt daran, dass sich gleich an den von Ihnen zitierten Satz ein anderer anschliesst: «Aber es ist zuerst an uns, Busse zu tun, für alles, was von unserer Seite an den Juden gesündigt wurde.»

Auschwitz war ein Schock. Wie kann die Theologie angemessen darauf reagieren?

Ganz wichtig ist, dass wir immer das Neue Testament mit der Perspektive des Alten Testaments lesen. Es gibt hier ein eindrückliches Zeugnis des Pfarrers Helmut Hesse. Er hatte gepredigt: «Die Kirche muss bezeugen, dass mit Israel sie und ihr Herr Jesus Christus selbst bekämpft wird.» Als «politischer Hetzer» wurde er im KZ Dachau ermordet. Den Zusammenhang zwischen Christenheit und dem auserwählten Volk Israel stellte auch Karl Barth immer wieder heraus: Der letzte Satz, den er in seiner kirchlichen Dogmatik einfügte, übrigens am ersten Tag des im Juni 1967 entflammten Sechstage-Kriegs, war: «Ein Mensch tritt in seiner Taufe als tätiges Glied hinein in das Volk Israel, das nach Jesaja 42,6 zum Bundesmittler unter den Völkern bestellt ist.»

Interview: Delf Bucher

.....
 Eberhard Busch, 80

Geboren ist Eberhard Busch 1937 in Witten im Ruhrgebiet in einem Pfarrhaus, das geprägt war von einem oppositionellen Geist gegen die Unterwanderung der Kirche durch die Nazis. Nach Stationen an deutschen Universitäten kam er in Basel mit den Themen in Berührung, die seine Forschung bestimmen sollten: Barths Theologie, die kirchenpolitischen Kämpfe während der Nazizeit, das Verhältnis des Christentums zum Judentum. 1969 bis 1986 war Busch Pfarrer in Uerkheim im Aargau. Bis zur Pensionierung lehrte er als Theologieprofessor in Göttingen.

Wo andere glaubten, hatte sie Fragen

Beruf Manuela Grossmann ist eine der jüngsten Pfarrerrinnen im Kanton Bern. Sie hat sich den Berufsentscheid nicht leicht gemacht. Aber in der Rekrutenschule wurde ihr klar: Doch, sie wollte in den Kirchendienst.

Von aussen betrachtet, würde sie sich selber eher als distanziertes Kirchenmitglied bezeichnen, sagt sie. Nanu – wie geht denn das? Immerhin ist sie reformierte Pfarrerin in Langnau. Kann man da auf Distanz sein? Manuela Grossmann meint es so: Kirchliche Angebote nutze sie für sich eher selten. «Ich habe meinen Freundeskreis ausserhalb; was ich brauche, um für meine Arbeit Kraft zu tanken, finde ich unterwegs mit ihnen – und in der Natur.» Kommt hinzu, dass sie mitten im gelebten Leben, etwa am Samstagabend im Ausgang, den Leuten in ihrem Alter näher ist als sonntagsmorgens in der Kirche.

«Während des Studiums kamen mir Zweifel, ob ich da hineinpasse.»

Manuela Grossmann
Pfarrerin in Langnau

Mit ihren 26 Jahren gehört Manuela Grossmann zu den jüngsten Pfarrpersonen im Kanton Bern. Unlängst ist sie in Langnau ins Amt eingesetzt worden. Dass junge Menschen nach wie vor in den Dienst der Kirche treten, deren Strahlkraft merklich bröckelt, ist nicht selbstverständlich. Und im Fall von Manuela Grossmann schon gar nicht. Sie sei eher kirchenfern aufgewachsen, erzählt sie. Den Konfirmationsunterricht habe sie zwar besucht, dort aber kaum Gelegenheit gehabt, sich mit Kirche und Religion auseinanderzusetzen. Und am Gymnasium sei ihr Schwerpunkt Biologie und Chemie gewesen.

Dann aber hatte sie ein Schlüsselerlebnis: Auf Anfrage half sie mit, ein von der Kirche organisiertes Ferienlager für Kinder durchzuführen.



Dicht am Puls des Lebens: Pfarrerin Manuela Grossmann

Foto: Thomas Peter

ren. «In diesem Lager hatten auch Kinder mit besonderen Betreuungsbedürfnissen Platz; dieses Engagement der Leitenden beeindruckte mich», sagt sie. Daraufhin begann sie, sich für Nonprofit-Organisationen und deren Tätigkeit zu interessieren. Und lenkte ihre Studienpläne in diese Richtung; schliesslich entschied sie sich für Theologie.

Allerdings zeigte sich, dass es an der Universität nicht so sehr um die praktischen und sozialen Aspekte

kirchlicher Arbeit ging, sondern um theologische Inhalte, Bibelkunde, Kirchengeschichte, Glaubensfragen. «Etliche meiner Kolleginnen und Kollegen hatten ein klar umrissenes, bibeltreues Verständnis von Gott und Glauben; ich fragte mich, ob ich da hineinpasse», blickt sie zurück. In dieser Phase des Zögerns und Zweifelns brauchte sie erst einmal Abstand. Sie meldete sich bei der Armee und absolvierte eine Rekrutenschule als Spitalsoldatin.

Diesen Entschluss bereute sie nicht, denn er brachte Klarheit – Klarheit, dass sie es trotz allem mit dem Pfarrberuf wagen wollte. Im Militär kam sie mit Menschen aus unterschiedlichsten Lebenswelten in Kontakt, auf Augenhöhe und mit all ihren Biografien, Sorgen, Nöten und Freuden. Und all ihren Fragen zum Leben, zur Transzendenz, zur Spiritualität, zu Gott.

Vertraut mit dem Dorf Motiviert von diesen Erfahrungen, nahm sie nach der Rekrutenschule ihr Theologiestudium wieder auf, machte das Vikariat und wurde in den Pfarrdienst aufgenommen. Ihre erste Stelle versieht sie nun just in jenem Oberemmentaler Dorf, in dem sie aufgewachsen ist. Was ihr durchaus entgegenkommt, weil sie die örtlichen Verhältnisse und die Mentalität der Leute kennt. Ihr Credo: Immer von dem ausgehen, was die Menschen erleben und was sie beschäftigt. Und nicht umgekehrt religiöse Inhalte anbieten, die mit ihrer aktuellen Lebenssituation wenig zu tun haben.

«Die Bibel ist voll von Geschichten, die vom göttlichen Wirken im Leben sprechen – gerade auch in unserem heutigen Alltag», sagt sie. Vor die Idee eines «handelnden» Gottes hingegen, der das Weltgeschehen und jedes einzelne Individuum lenkt wie der Steuermann sein Schiff, setzt sie ein Fragezeichen. Gerade mit Blick auf sehr harte Schicksale, von denen sie nicht glauben will, dass sie von Gott angeordnet sind. Und dennoch: «Ich bin überzeugt, dass sich das Göttliche ereignen kann in dieser Welt, dass es wunderbare Begegnungen mit ihm gibt; und bei jeder solchen Begebenheit verändert sich mein Gottesbild ein wenig.» Hans Herrmann

Manuela Grossmann, 26

Sie ist in Langnau aufgewachsen, dem Hauptort des oberen Emmentals. Hier wirkt sie seit letzten Herbst als Pfarrerin. Obwohl sie sich als Frau während des Studiums freiwillig zum Militärdienst gemeldet hat, steht sie der Armee auch kritisch gegenüber. «Ich habe dort viel Sinnvolles getan und dazugelernt, aber vor allem wegen meinem Rucksack als Seelsorgerin», erklärt sie. In der Freizeit engagiert sich Manuela Grossmann im Samariterverein, und oft ist sie mit Freunden im Ausgang anzutreffen. «Ich will dort sein, wo die Leute sind, will mit ihnen reden oder ganz einfach nur zuhören.»

Kindermund



Das Leiden der Hirsche an der Nettigkeit der Menschen

Von Tim Krohn

Kürzlich erzählte Bigna, dass auf Nots Hof ein Hirsch den Kompost geplündert hatte. Das Kompostgitter war zwar gedeckt gewesen. Doch der Hirsch hatte das Gitter mitsamt Abdeckung umgerissen. «Ja, zu uns kommt auch einer», erwiderte ich fröhlich. «Nur decken wir den Kompost gar nicht ab. Der Winter war so lang und hart, soll der Hirsch sich ruhig satt fressen.» Bigna sah mich schräg an, dann sagte sie: «Das tut dem Hirsch aber nicht gut.» Sie nimmt mir immer noch übel, dass ich die Spinnen erschlagen habe, dachte ich, und mag mir die gute Tat nicht gönnen.

Dann rief gestern der Wildhüter an: «Wir haben Probleme mit den Hirschen im Dorf. Ein paar sind gestorben, viele sind krank. Der Kompost, den sie fressen, bekommt ihnen nicht, ihr Magen ist übersäuert.» Mir schoss das Blut in den Kopf, während er fortfuhr. «Wenn man den Hirschfährten im Schnee folgt, führt eine genau zu Ihrem Garten.» «Ich weiss, ich dachte, wir tun ihnen etwas Gutes», gestand ich. «Wir haben mehrmals im Gemeindeblatt darauf hingewiesen, wie schädlich der Kompost ist», sagte er freundlicher, als ich verdient hatte, «der Abfall muss mit Brettern bedeckt werden, die mit Seilen festgezurr sind. Das Entsorgen von losen Küchenabfälle in ungenügenden Einrichtungen steht gar unter Strafe.» Ich versprach eilig, mich um eine angemessene Abdeckung zu kümmern, und tat es auch.

Trotzdem konnte ich nachts nicht schlafen. Ich hatte keine Ahnung, ob mein Versuch, den Komposthaufen mit einem alten Zuberdeckel und Abschleppseil zu sichern, einen Bock am Plündern hinderte. Ständig sah ich Hirsche vor mir, die sich in Krämpfen wanden, im Seil verhedderten und dabei strangulierten. Zweimal stand ich auf und tastete mich im Dunkeln bei 20 Grad minus das vereiste Strässchen hinab, um mein Gewissen zu beruhigen. Wirklich blieb die Abdeckung bis zum Morgen unberührt. Nur hatte meine Frau – die, weil sie stillte, sowieso schon chronisch übernächtigt war – meinetwegen kein Auge zugetan, und beim Frühstück verkündete sie ungewohnt harsch: «Bevor das jede Nacht so geht, werfe ich das Grünzeug lieber in den Müll. Daran bist dann aber du schuld.»

Der in Graubünden lebende Autor Tim Krohn schreibt in seiner Kolumne allmonatlich über die Welt des Landmädchens Bigna. Illustration: Rahel Nicole Eisenring

Jesus hat das Wort

Lukasevangelium

6,32

Wenn ihr nur die liebt, die euch lieben – welchen Dank erhaltet ihr dann? Denn auch diejenigen, die Unrecht tun, lieben die, die sie lieben.

Jesus stellte fest, dass alle Menschen lieben; alle sind auf Liebessuche, alle verschenken welche. Als Kenner der Motivation menschlichen Handelns sprach er die darunter verborgene Bedürftigkeit an: Die meisten lieben, um wiedergeliebt zu werden. Sie sichern sich durch eine Art Tauschgeschäft das, wovon sie das Gefühl haben, zu kurz gekommen zu sein.

Offensichtlich wollte Jesus seinen Freunden und Freundinnen eine andere Liebe näher bringen. Eine Liebe, beider «charis» herauschaut. Dieses griechische Wort kann mit «Dank» übersetzt werden, aber auch mit «Geschenk», «Gnade» oder «wohlwollender, freiwilliger Zuwendung». Richtig lieben geht über das Wie-du-mir-so-ich-dir hinaus, es geschieht absichtslos, es präsentiert dem anderen keine Rechnung. Jesus anerkannte gewiss die emotionale Art zu lieben: Jeder Mensch mag die am meisten, die auch ihn

mögen. Aber die Liebe, die ihm vorschwebte, zielt auf etwas Grösseres. Sie dehnt sich in eine allumfassende, eine göttliche Weite aus. Erst eine solch uneigennützig Liebe ist fähig, das Gegenüber weiterhin zu lieben, auch wenn es bockt, verletzt, angreift oder kalt bleibt. Erst wer jene Art zu lieben erfasst, liebt den anderen trotz und mitsamt all seiner Unvollkommenheit. Erst auf diese Weise wird schliesslich Feindseligkeit möglich.

Wie gelangt ein Mensch in derartige Freiheit? Jesu Antwort findet sich in Vers 36: «Seid barmherzig, wie euer Vater barmherzig ist.» Jeder selbstlosen Liebe geht die Erfahrung voraus: Du wirst bereits geliebt. Gottes ungeteilte Bejahung ist eine Verwandlungskraft, die dein wahres Wesen «hervorliebt». Dieses göttliche Ja ist kein berauschendes Erlebnis, eher eines, das beschämt und brutale Ehrlichkeit verlangt; es kommt einer Ergebung

gleich, die zunächst nackt und demütig macht. Nichts anderes fällt einem Menschen ja derart schwer zu glauben, als dass er ein geliebtes Wesen ist! Dieser einladende, gültige Blick will jeden Menschen ermutigen, zunächst sich selbst für liebenswert zu halten, so wie er gerade ist, grundlos, aus lauter «charis» eben. Erst durch diese tiefste Anerkennung kann die neurotisch gefärbte Liebessucht einer Sättigung weichen. Ruhe stellt sich ein, wahre Stillung. Und die Einsicht tut sich auf, dass die «Barmherzigkeit des Vaters» einer universellen Liebe gleichkommt, an welcher jeder Mensch empfangend und gebend Anteil hat. Marianne Vogel Kopp

Zur Rubrik: Jesus lebte und verkündete das «Reich Gottes», die Welt, wie sie sein kann und soll. Er wollte gehört, nicht geglaubt werden. Seine Botschaft vom Heil für alle lässt bis heute aufhorchen. Mehr zum Konzept: reformiert.info/wort

Die Sehnsucht nach der Welt von einst

Lebensumfeld Viele Menschen tun sich mit Veränderungen schwer. Denn vielleicht verändert sich derzeit vieles zu schnell. Und vielleicht sollten wir gelassener damit umgehen. Ein Essay.

Eine Welt verschwindet. Noch die Generation mittleren Alters, zu der auch ich gehöre, bekam seinerzeit einiges von dieser traditionellen, schon damals versinkenden Welt mit – und ist von ihr geprägt worden. Im Schulfach «Heimatkunde» lernten wir in den frühen 1970er-Jahren unter anderem, wie ein Bauernhof funktioniert. Damals sah man auf den sommerlichen Feldern noch Heupuppen und Korngarben. Unsere Grossmütter trugen graue Haarknoten und weisse Haushaltsschürzen. Und nach 22 Uhr befand sich ein anständiger Bürger nicht mehr auf der Strasse, sondern im Bett. Es war eine uniforme, genüg-

same, in sich geschlossene Gesellschaft, geprägt von alemannisch-ruralem Arbeits-, Gemeinschafts- und Biedersinn.

Wie hat sich diese einst kleine Welt verändert. Gross ist sie geworden. Und laut. Und schnell. Und atemlos. Es herrscht 24-Stunden-Betrieb, am Fernsehen und auch sonst. Schlaf und Ruhe sind zum Luxusgut geworden. Elektronische Rechenleistung, allgegenwärtige Algorithmen, die weltweite Vernetzung und die sozialen Medien halten uns unermüdlich auf Trab. Ebenso wie fordernde Chefs, die ständige Erreichbarkeit verlangen, unablässige Optimierung der Arbeitsleis-

tung bis zu Burnout und Motivation bis zum Umfallen. Wer kannte das Wort «Burnout» vor 40 Jahren?

Farbtupfer im Quartier

Und noch etwas. Stell dir vor, die Welt ist weit und du willst nicht hin; dann kommt die weite Welt zu dir. Ob es dir passt oder nicht. Die Süd-Nord-Wanderung ist im Gang. Menschen mit anderer Sprache, aus anderen Kulturen, mit anderen Wertvorstellungen werden deine Nachbarn. Vielleicht sind es objektiv nicht gar so viele, wie du meinst. Und doch: Das Bahnhofquartier deiner kleinen Stadt hat sich verändert. Es gibt hier nun einen arabischen Foodmarkt und ein tamilisches Lebensmittelgeschäft. Drei balkanische Kebabrestaurants und einen Coiffeursalon mit syrischem Inhaber. Auf dem Postplatz steht lachend eine Gruppe junger Eritreer zusammen, und auf der Strasse begegnet man hin und wieder einer älteren Frau in knöchellangem Mantel und Kopftuch.

Ja, die Welt ist eine andere geworden. Und sie ist zu schnell eine andere geworden. Der Mensch – zumindest jener, der seine Kindheit vor 40 Jahren erlebte – ist einem solchen Tempo kaum gewachsen. Wer kann es ihm also verargen, dass er mit Misstrauen wahrnimmt, was um ihn herum geschieht? Dass er sich nach den alten Zeiten zu-

rücksehnt, als alles noch sicher und beständig zu sein schien? Dass er sich nicht mit Technologien, Erfordernissen und Entwicklungen auseinandersetzen möchte, die ihn überfordern?

Aber: Das konservative Heilsrezept, die alten Verhältnisse wiederherstellen zu wollen, führt ins Lee-

«Die Welt ist eine andere geworden. Und sie ist zu schnell eine andere geworden.»

re, denn umsetzen lässt es sich nicht. Es gibt nur eine mögliche Antwort. Sie liegt im Willen, die Veränderungen als Tatsache zu akzeptieren. Und ebenso im Bemühen, mit dem Neuen so offen als möglich und so aktiv als möglich umzugehen.

Das bedeutet nicht, alles gutzuheissen. Die Beschleunigungsspirale im Alltag ist ungesund. Dass viele niederschwellige Arbeitsplätze ins Ausland abwandern, ist nicht gut. Dass sich die Menschen der Natur zunehmend entfremden, ist fatal. Dass patriarchal-autoritäre Vorstellungen aus anderen Kulturen auf unsere demokratischen Werte prallen, ist schwierig. Dagegen darf man angehen. Dabei genügt es oft auch schon, eine Meinung zu haben und sie auszusprechen, notfalls gegen den Mainstream.

Neugierig bleiben

Doch daneben gibt es vieles, worauf man sich ganz einfach mit einer gewissen Neugier und Gelassenheit einstellen darf. Du freust dich auf das Essen, zu dem dich die aserbaidschanische Nachbarsfamilie eines Tages einlädt. Du kannst dich ja später mit einer Rösti revanchieren. Du erfährst, dass der syrische Coiffeur, den du mutig einmal aufsuchst, gerne Gedichte liest – wie du. Du wirst neugierig auf die Möglichkeiten von Social Media und lässt dich von deinem Sohn einführen. Du springst über deinen Schatten und gibst endlich zu, dass auch neue Familienmodelle funktionieren können. Und du lernst, alles grosszügig zu ignorieren, was dich am Neuen stört, ansonsten aber niemandem schadet. Hans Herrmann

INSERATE



Kurse und Weiterbildung

Kirchgemeinderatspräsident/in werden

Kurs zur Vorbereitung aufs Kirchgemeinderatspräsidium oder für neuere Präsidentinnen und Präsidenten, um für ihre Aufgaben mehr Sicherheit zu gewinnen.

09.05., 30.05., 06.06.2018, 18.00–21.30 Uhr
Haus der Kirche, Altenbergstrasse 66, Bern
Anmeldeschluss: 20.04.2018

Biografisches Erzählen in der Altersarbeit

Biografiearbeit mit älteren Menschen. Würdigen von individuellen Lebensgeschichten

25.04.2018, 14.00–17.00 Uhr
Haus der Kirche, Altenbergstrasse 66, Bern
Anmeldeschluss: 28.03.2018

Texte lebendig werden lassen – eigene Fürbitten finden

01.06.2018, 09.00–16.30 Uhr und
16.06.2018, 09.00–12.30 Uhr
Haus der Kirche, Altenbergstrasse 66, Bern
Anmeldeschluss: 18.05.2018

Zusammen spazieren

Tipps und Tricks zum geleiteten Spaziergang mit alten Menschen

30.04. + 07.05.2018, 16.00–19.00 Uhr
Haus der Kirche, Altenbergstrasse 66, Bern
Anmeldeschluss: 01.04.2018

Impulstagung Besuchsdienst

Sorgenden Sorge tragen – Angehörige unterstützen

Die Tagung richtet sich an Freiwillige und Verantwortliche von Besuchsdiensten und an pflegende Angehörige.

07.06.2018, 09.30–16.30 Uhr
Haus der Kirche, Altenbergstrasse 66, Bern
Anmeldeschluss: 17.05.2018

BEA-Fachseminar 2018

Freiwilligenarbeit in einer sich verändernden Gesellschaft – Herausforderungen und Chancen

Eine Veranstaltung der drei bernischen Landeskirchen und des Kirchgemeinerverbandes des Kantons Bern.

09.05.2018, 10.00–13.00 Uhr
Kongresszentrum BEA, Bern
Anmeldeschluss: 22.04.2018



Reformierte Kirchen
Bern-Jura-Solothurn
Eglises réformées
Berne-Jura-Soleure

Programme und Anmeldung

www.refbejuso.ch/bildungsangebote,
kursadministration@refbejuso.ch
Reformierte Kirchen Bern-Jura-Solothurn
Altenbergstrasse 66, 3013 Bern,
Telefon 031 340 24 24



Universität Zürich^{UZH}

Advanced Studies in Applied Ethics

Ethik – Reflexion unseres moralischen (Berufs-)Alltags

Viele Fragen im Geschäftsleben, in der Politik und im Alltag sind im Kern ethische Streitfragen.

Unsere Angebote (Studiengänge, Kurse und Seminare) vermitteln fundierte Kenntnisse in den Fragestellungen, Methoden und Bereichen der Angewandten Ethik. Erlangen Sie Kompetenzen zur eigenständigen Analyse und Beurteilung ethischer Herausforderungen in der Praxis.

Frühbucherrabatt:
Bis Ende Mai 2018 anmelden und von bis zu 10% Frühbucherrabatt profitieren!

Information & Anmeldung: Dr. Ivo Wallimann-Helmer
Tel. 044 634 85 35, E-Mail: asae.leitung@ethik.uzh.ch, Website: www.asae.uzh.ch

TERRA SANCTA TOURS



Zypern!
Spannend und wunderschön
Verlängern Sie Ihren Sommer im Norden der Mittelmeerinsel...
3.-10. November 2018
ab CHF 890, inkl. Flug und Halbpension.

www.terra-sancta-tours.ch
Burgunderstrasse 91, 3018 Bern
Telefon 031 991 76 89

Evangelische Frauen Schweiz (EFS)
Femmes Protestantes en Suisse (FPS)

Care-Arbeit
Zwischen Liebestätigkeit und Ausbeutung

Präsentation und Workshops
Samstag, 28. April, 13.30-16.00 Uhr,
Kirchgemeindehaus Paulus Bern
Kostenbeitrag 25.– Fr.
www.efs.ch

Verein Kunst und Kirchenbau (K.u.K.)

Symbolik und Geschichte mittelalterlicher Kunst
Tagesausflüge und Reisen – Programm 2018
www.kunst-und-kirchenbau.ch

Romanik in der Auvergne

Do 14. – Di 19. Juni 2018

K.u.K., Postfach, 3001 Bern | 031/534'19'75 | K-u-K@hispeed.ch

5023 Biberstein
062 839 30 90

Radio Freundes-Dienst

Leben für Alle
über DAB+

Infos und Programm: radiofd.ch

80 Unterwegs zum Du
Jahre

persönlich – beratend – begleitend
www.zum-du.ch

Basel/Bern: 031 312 90 91 Zürich/Ostschweiz: 052 536 48 87

TELEFON • CHAT • MAIL

Tel 143
Die Dargebotene Hand
www.143.ch
PC 60-324928-2

www.friedwald.ch

Baum als letzte Ruhestätte
70 Anlagen in der Schweiz

052 / 741 42 12

Tipps

Theater

Gerichtsurteil in der Dorfkirche

Das Theater Lützelflüh zeigt in drei Emmentaler Kirchen ihre eigenwillige Interpretation von Reginald Roses Stück «Die zwölf Geschworenen» – in der Mundartfassung und unter der Regie von Susann Rieben. Wie schaffen es die zwölf Menschen, über Gerechtigkeit und Wahrheit zu entscheiden und die Verantwortung für ein Todesurteil zu tragen? Ein Spiel um Leben und Tod – bis zum jüngsten Tag. ki

«Die zwölf Geschworenen». 13.–29.4. Walkringen, Rüderswil, Trachselwald, www.theater-luetzelflueh.ch



Schuldig oder nicht? Die Geschworenen tun sich schwer.

Foto: Willi Lüdi

Erzählung



Katharina Zimmermann

Foto: zvg

Friedhofsbekanntschaft, aus der Liebe wächst

Im neuen Buch der Berner Schriftstellerin geht es um eine Altersliebe, der nicht mehr viel Zeit bleibt. Die pensionierte, ledige Lehrerin Linette lernt den verwitweten Bauern Ruedi kennen. Sie suchen Liebe, Nähe und gestalten eine Beziehung, in der einiges möglich ist, anderes im Verborgenen bleibt. ki

Katharina Zimmermann: Nicht allein. Zytglogge-Verlag 2018, www.zytglogge.ch

Literarischer Kalender



Tobias Bauer

Foto: A. Egger

Bauerkalender – mit «Pöms» durchs Jahr

Tobias Bauer, der Poet mit dem schweren Augenleiden, hat den Durchblick: Frei nach seinem Namen nennt er das Büchlein «Bauerkalender». Darin präsentiert er 200 «Pöms»: Gedichte und kurze Texte, die an Gedenk-, Namens- und Feiertage anknüpfen; merkwürdig, witzig, nachdenklich und tiefsinnig. ki

Tobias Bauer: Bauerkalender. Orte-Verlag 2017, www.orteverlag.ch

Agenda

Begegnung

Ostermarsch

Das Motto der traditionsreichen jährlichen Veranstaltung lautet heuer «gerechtes Wirtschaften für den Frieden». Diese Thematik steht unter anderem vor dem Hintergrund der Konzernverantwortungsinitiative. Die Berner Band Olga Bagasch begleitet den Anlass mit Gipsy, Klezmer und Chansons. Schlusskundgebung mit Danièle Gosteli von Amnesty International.

Mo, 2. April, 13 Uhr
Treffpunkt: Eichholz an der Aare, Wabern

Der Ostermarsch endet auf dem Münsterplatz um etwa 14.30 Uhr

Evangelische Frauen Schweiz

Unbezahlte Care-Arbeit steht im Zentrum der diesjährigen Delegiertenversammlung der Evangelischen Frauen Schweiz. Nach der statutarischen Versammlung am Vormittag finden am Nachmittag ein Referat und verschiedene Workshops zum Thema statt.

Sa, 28. April, 9.45 Uhr
Kirchgemeindehaus Paulus, Bern
Programm: www.efs-fps.ch

Theo und ich

Vier Jugendliche im Alter von 17 bis 19 Jahren und Pfarrer Christian Walti bringen den Spirit des Campus Kappel nach Bern und wollen junge Menschen miteinander ins Gespräch bringen, die sich für den Glauben und Theologie interessieren. Während drei Tagen steht der Leitsatz «Im Himmel gibt es keine Wohnungsnot» im Zentrum. Aus verschiedenen Blickwinkeln wird das Thema Wohnungsnot in Workshops, Diskussionsrunden und Exkursionen, bei Musik und Gottesdienst beleuchtet.

Pfingstwochenende, 19.–21. Mai
Friedenskirche Bern

Kosten: Fr. 80.– (ohne Anreise).
Wer finanzielle Unterstützung braucht, kontaktiere seine Kirchgemeinde.
Anmeldung bis 15.4.: www.theoundi.ch

Bildung

Fälschungen in der Kirchengeschichte

Die christkatholische Priesterin und Theologin Angela Berlis referiert über «Fälschungen in der Kirchengeschichte, bis heute zu «Fake News»».

Di, 17. April, 19 Uhr
Kirchgemeindehaus Petrus, Brunnadernstrasse 40, Bern

Leselust KulturRel

Im Rahmen der Veranstaltungsreihe «Leselust» liest Noëmi Gradwohl Szenen aus dem Buch «Die Ohrfeige» des Exil-Irakers Abbas Khider, der seine

Heimat als 19-Jähriger verlassen musste. Einblick in die Herausforderungen und Chancen von Integration im Emmental vermittelt das anschliessende Gespräch mit dem Verein Langnau Interkulturell und weiteren Fachpersonen. Danach offeriert Langnau Interkulturell einen Apéro.

Di, 24. April, 19 Uhr
Regionalbibliothek Langnau, Dorfstrasse 22, Langnau

Ökumenisches Bibelseminar

«Verstörende Bilder – befreiende Texte: Die Apokalypse des Johannes heute» lautet der Titel des siebten ökumenischen Bibelseminars. Néstor Migues aus Buenos Aires und Klaus Wengst aus Bochum bringen unterschiedliche Perspektiven zum Bibeltext ein, die in Gruppenarbeiten mit den Teilnehmenden diskutiert werden.

2.–4. Mai, jeweils 9–17.15 Uhr
Ref. Kirchgemeindehaus Johannes, Wylstrasse 5, Bern

Kosten: Theologinnen und Gönner Fr. 450.–, Ehrenamtliche, Oeme-Beauftragte und Interessierte Fr. 200.–, Studierende und Wenigverdienende nach Selbsteinschätzung.
Anmeldung bis 5.4.: oeme@refbejuso.ch
Eine Übersetzung ist gewährleistet.

Kultur

A-cappella-Ensemble

Solisten verschiedener orthodoxer Kirchen in der Ukraine singen im Männerquartett Rachmaninov-a-cappella-Ensemble.

Karfreitag, 30. März, 9.45 Uhr
Ref. Kirche Aeschi

Musik zum Wochenschluss

Organistinnen und Organisten aus Nah und Fern geben jeden Freitag zum Wochenschluss ein 30-minütiges Kurzkonzert.

Jeweils Freitag, 12.30–13 Uhr
Heiliggeistkirche Bern

Koscher-Kochkurs

In vier Veranstaltungen mit Rabbinerin Bea Wyler über Koch- und Speiseregeln der jüdischen Tradition diskutieren und miteinander kochen.

Mi, 25.4., 2.5., 9.5., 16.5., 18–21 Uhr
Haus der Religionen, Europaplatz, Bern
Kosten für die vier Abende: Fr. 250.–, Beschränkte Platzzahl.
Anmeldung: info@haus-der-religionen.ch
Teilnahme an einzelnen Abenden auf Anfrage.

Frühlingskonzert

Konzert mit dem Lysser Akkordeon-Orchester und der Panflötengruppe Thun und Seeland.

So, 29. April, 17 Uhr
Ref. Kirche Kirchberg

Leserbriefe

reformiert. 3/2018, S. 3

Familie – philosophisch betrachtet

Schuld und Fürsorge

Den Thesen von Frau Bleisch kann ich nicht ganz zustimmen. Schuld und Fürsorge sind nah beieinander. Ich gebe meiner hochbetagten Mutter Fürsorge. Wenn auch nicht immer ganz freiwillig, gebe ich ihr doch aus innerer Überzeugung etwas von dem zurück, was sie mir einst gegeben hat.

Anna Schmid, Zürich

Liebe und Mitgefühl

Weil wir Eltern uns schuldig gemacht haben gegenüber den eigenen Kindern (sie mussten als «Liebesobjekte» erhalten), arbeiten wir diese Schuld später ab, indem wir Grosskinder betreuen. Auf keinen Fall dürfen wir sie lieben, sonst laden wir nur neue Schuld auf uns! Wie kann da noch Liebe und Mitgefühl für den Anderen entstehen und wachsen? Liegt die Zukunft der Menschheit darin, dass keiner für den anderen verantwortlich ist und jeder für sich allein bleibt?

Ruth Murith, Le Mouret

In bösen und guten Tagen

Meine Frau und ich sind gerade 80 geworden und hoffen, dass wir auch weiterhin für unsere Kinder, Gross- und Urgrosskinder da sein können. Wir tun das gerne und erwarten dafür keine materielle Gegenleistung, da wir hoffentlich genügend abgesichert sind. Es freut uns natürlich, wenn sie sich per Telefon oder Skype bei uns melden und damit ihre Wertschätzung ausdrücken. Freunde sucht, findet und verliert man. Familie hat man, in bösen und in guten Tagen.

Heinrich Krauss, Bern

reformiert. 3/2018, S. 5–8

Dossier: Die Wurst

Anregendes Gespräch

Danke für dieses Dossier! Dass Zwingli das Wurstessen inszeniert haben soll, gehört aber eher zu den Legenden, so wie Luthers Thesenanschlag. Verständlich wäre das Fastenbrechen jedoch gewesen, denn Zwingli wollte unbedingt, dass auf Ostern hin das Neue Testament gedruckt vorlag. Die Begründung für sein Einverständnis fand er in der Bibel – und die war durchaus «katholisch». Frau Gassmann muss man

daher entgegenhalten: Die Spaltung der Kirche kam nicht durch das Wurstessen, sie kam Jahrzehnte später mit dem Konzil von Trient: mit der Verdammung der reformatorischen Ideen.

Peter Altorfer, Kappelen

Widerspruch

Demnächst ist Ostern, das Fest der Auferstehung, des Sieges vom Leben über den Tod. Und wie feiern Christen aller Prägung kulinarisch diesen Sieg? Indem sie weltweit Millionen von Mitgeschöpfen in den Tod befördern. Bloss um vermeintlichen Gaumenfreuden zu frönen. Ein kaum zu überbietender Widerspruch. Bei allen Schwächen und Fehlern, die auch ich habe: Wenigstens in dieser Beziehung kann ich als Vegetarier in den Spiegel schauen, ohne zu erröten.

Giancarlo Zacchia, Seon

reformiert. 3/2018, S. 2

Debatte zum Wahlkampf ist lanciert

Pfarrer ins Parlament

Natürlich gehören Pfarrleute auch in Zukunft noch ins Kirchenparlament! Sie können die Freuden und Sorgen der Leute in ihrem Einzugsgebiet am besten vertreten. Und geht es um ihre eigenen Anstellungsbedingungen, sollen sie ganz einfach in den Ausstand treten.

Artur Nägelin, Bern

reformiert. 2/2018, S. 1

Die Zürcher bauen an einer Mega-Kirchengemeinde

«mega»

Ich habe mich bei einigen meiner Mitbewohnerinnen und Mitbewohnern im Betagtenzentrum erkundigt, ob sie das Wort «mega» verstehen. Ausser mir kannte es niemand. Ihre Zeitung wird doch vor allem von älteren Menschen gelesen. Warum meinen Sie, modern sein zu müssen, anstatt sich der Leserschaft anzupassen?

Margret Carrel, Laupen

reformiert. 2/2018, S. 3

Drei Religionen, zwei Staaten, eine Stadt

Heiliger Ort

Wie oft ging vergessen, dass Jerusalem der heiligste Ort der Juden ist. Der Konflikt ist sehr wohl religiös. Dies, weil einst muslimisches Gebiet

reformiert.

«reformiert.» ist eine Kooperation von vier reformierten Mitgliederzeitschriften und erscheint in den Kantonen Aargau, Bern-Jura-Solothurn, Graubünden und Zürich.
www.reformiert.info

Gesamtauflage: 704 125 Exemplare

Redaktion

AG Anouk Holthuisen (aho), Thomas Illi (ti)
BE Hans Herrmann (heb), Katharina Kilchenmann (ki), Nicola Mohler (nm), Marius Schären (mar)
GR Constanze Broelemann (cb), Rita Gianelli (rig)
ZH Christa Amstutz (ca), Delf Bucher (bu), Sandra Hohendahl-Tesch (tes), Vera Kluser (vk)
Felix Reich (fmr), Stefan Schneider (sts), Sabine Schüpbach (sas)
Blattmacher: Felix Reich
Layout: Susanne Kreuzer (Gestaltung), Maja Davé (Produktion)
Korrektur: Yvonne Schär
Gestaltungskonzept: Susanne Kreuzer, Maja Davé
in Zusammenarbeit mit Bodara GmbH

reformiert. Bern - Jura - Solothurn

Auflage: 340 006 Exemplare (WEMF)

Herausgeber: Verein reformiert.
Bern - Jura - Solothurn
Präsident: Lorenz Wacker, Kirchberg
Redaktionsleitung: Hans Herrmann
Geschäftsleitung: Manfred Baumann

Redaktion und Verlag

Postfach 312, 3000 Bern 13
Redaktion:
Tel. 031 398 18 20, Fax 031 398 18 23
redaktion.bern@reformiert.info
Verlag:
Tel. 031 398 18 30, Fax 031 398 18 23
verlag.bern@reformiert.info

Abonnemente und Adressänderungen

Merkur Druck AG, Langenthal/Burgdorf
Gaswerkstrasse 56, 4900 Langenthal
Tel. 062 919 15 15, Fax 062 919 15 55
abo.reformiert@merkurdruck.ch
Einzelabos (12 Ausgaben/Jahr): Fr. 20.–

Druckvorstufe Gemeindebeilagen

Merkur Druck AG, Langenthal/Burgdorf
reformiert@merkurdruck.ch

Inserate

Kömedia AG, St. Gallen
Tel. 071 226 92 92, Fax 071 226 92 93
info@koemedia.ch, www.koemedia.ch

Inserateschluss Ausgabe 5/2018

4. April 2018
Druck: Ringier Print AG, Adligenswil



Portrait

Mit dem Feuer des Glaubens für die Natur

Umweltschutz André Galli kämpft gegen das Desinteresse frommer Kreise am Umweltschutz. Und träumt von einer Einheitskirche der besonderen Art.



Wissenschaft, christliches und ökologisches Engagement ergänzen sich, findet André Galli.

Foto: Annette Boutellier

Am meisten habe «der freie Himmel» mit seinem persönlichen Engagement zu tun, sagte André Galli, als es darum ging, einen Treffpunkt zu vereinbaren. Er sei nicht so der Beizentyp, und im Labor oder im Büro sei es meist zu laut. Dann aber spielt das Wetter nicht mit, und wir sitzen doch im Restaurant. Mit Sicht durch den Regen auf das nahe Zweckgebäude der exakten Wissenschaften der Universität Bern.

Von dort ist Galli hergekommen, zu Fuss, in bequemen Hosen und einem Kapuzenpulli des Jakobweges. Vom Pilgerweg habe er erst einen Teil in der Schweiz erwandert, sagt der Weltraumphysiker. Gehend

und rennend, ist er auch sonst gerne und häufig in der Region unterwegs: Seit Jahren macht der eher schwächling, aber zäh wirkende 40-Jährige Dauerläufe. Als Wanderleiter bietet er Nachwanderungen an – wenn er Zeit dafür hat.

Vereinsgründung aus Trotz

Neben seinem Vollzeitjob beschäftigt ihn vor allem der Grüne Fisch. Der Verein setzt sich für zwei Dinge ein: die nachhaltige Nutzung sowie die gerechte Verteilung natürlicher Ressourcen, basierend auf christlichen Werten. André Galli sagt, er habe den Verein 2008 «auch aus Trotz» mitgegründet. Andere Gläu-

bige in seinem Umfeld hätten immer wieder mal gesagt: Je schneller die Welt kaputt geht, desto schneller kommt Jesus als Messias zurück – und so ihr Desinteresse am

André Galli, 40

Der Weltraumphysiker ist Gründungsmitglied und geschäftsführender Präsident des Vereins Grüner Fisch. Darin lanciert er Projekte im In- und Ausland und kooperiert mit der Arbeitsgemeinschaft Klima, Energie, Umwelt der freikirchlich geprägten Schweizerischen Evangelischen Allianz.

Umweltschutz begründet. «Mich machte das zornig», sagt Galli. Als Naturwissenschaftler habe er gesehen, dass Klimawandel und der Verlust von Biodiversität menschengemacht sind. «Und als Christ kann ich nicht sagen: Es ist okay, die Schöpfung zu zerstören.»

Der Grüne Fisch engagiert sich hauptsächlich in zwei Bereichen. «Hier wollen wir sensibilisieren und ermuntern, sparsamer zu leben.» Im Ausland will der Verein mit einfachen Mitteln viel erreichen. In Nepal etwa unterstützten sie die Verbreitung raucharmer Öfen: «Sie brauchen weniger Holz als offenes Feuer, die Abholzung wird vermindert, die Luft in den Räumen ist besser, und es gibt Arbeitsplätze dank der Öfen.»

Die ideale Mischung

Dass er als exakter Wissenschaftler gläubig ist, sieht Galli nicht als Widerspruch. «Für mich ist das kom-

«Als Christ kann ich nicht sagen, es sei in Ordnung, die Schöpfung zu zerstören.»

plementär: Die Wissenschaft gibt auf andere Fragen Antworten als der Glaube. Und die Bibel ist kein naturwissenschaftliches Buch.» Er könne als Wissenschaftler sagen, wie gross und alt das Universum sei und wie beschaffen. «Aber ich kann nicht beantworten, was der Sinn von allem ist. Und wie Menschen miteinander umgehen sollen.»

Früher hätte sich André Galli nicht als Christ bezeichnet. Er sei mit einer gewissen Distanz zur reformierten Kirche aufgewachsen. Im Verlauf der Jahre habe sich der Glaube immer mehr verflüchtigt, bis er schliesslich kein Vertrauen mehr gehabt habe – zu niemandem. Über einen Alpha-Kurs fand er zum Glauben zurück – lebensrettend, stellt Galli rückblickend fest.

Heute fühlt sich Galli in seinem Glauben wohl wie ein Fisch im Wasser. Er lebt ihn in der Vineyard-Gemeinde und in der Berner Kirchengemeinde Münster. Seine ideale Kirche wäre superökumenisch: «Sie hätte das Glaubensfeuer der Freikirchen, die Liturgie der Katholiken und die theologisch fundierte Nüchternheit sowie das soziale Engagement der Reformierten.» Der Physiker lächelt. Marius Schären

Gretchenfrage

Kristine Braden, Top-Bankerin:

«Ein Erlebnis mit Christus hat mich stark verändert»

Wie haben Sies mit der Religion, Frau Braden?

Als Kind besuchte ich eine anglikanische Kirche in den USA. Später experimentierte ich mit Agnostizismus und Atheismus. Doch dann hatte ich ein Erlebnis mit Christus, das mich zutiefst verändert hat.

Was haben Sie erlebt?

Auf dem Weg zur Arbeit dachte ich darüber nach, wie heuchlerisch die Kirche doch ist. Dann hörte ich Gott sagen: «Es geht nicht um die Kirche, es geht um deine Beziehung zu mir.» Da entschied ich mich, in diese Beziehung einzutreten.

Welche Kirche besuchen Sie heute?

Ich und mein Mann nehmen wöchentlich am englischsprachigen Gottesdienst der Freikirche «International Christian Fellowship» (ICF) in Zürich teil. Auch mein 20-jähriger Sohn und meine 16-jährige Tochter engagieren sich bei ICF. Jeden Freitag halten wir bei uns zuhause einen Bibelkreis ab.

In der Bibel steht, der Mensch könne nicht Gott und dem Mammon zugleich dienen. Können Sie es?

In Banken arbeiten viele Christen. Ich sehe keinen Grund, der dagegen spricht. Der Bibelspruch meint, dass wir nicht das Geld, sondern Gott verehren sollen, auch als Banker. Man kann Gott in den verschiedensten Arbeitsfeldern dienen.

Und wie bringen Sie in Ihrem Alltag Bank und Glaube zusammen?

Ich versuche, meine Werte zu leben: integer und ehrlich zu sein und wirtschaftliches Wachstum auf verantwortliche Weise zu fördern.

Sie engagieren sich auch stark für Frauen in Managementpositionen.

Dafür wurde ich von manchen christlichen Kreisen kritisiert, die die Aufgabe der Frau darin sehen, Hausfrau und Mutter zu sein. Davon steht aber nichts in der Bibel. Wir müssen dafür sorgen, dass Frauen ihre Talente entfalten können und niemand auf sie herabschaut, weder in der Kirche noch in der Bankenwelt. Sabine Schüpbach

Christoph Biedermann



Tipp

Kunstaussstellung

Passion und Leidenschaft

Das Kunsthaus Interlaken zeigt Figurenbilder, Porträts, Landschaften und Stillleben des Berner Oberländer Malers Johann Peter Flück (1902–1954). Im Zentrum der Ausstellung mit über 40 Werken steht Flücks Zyklus «moderne Passion» mit monumentalen religiösen Kompositionen – die bis heute selten ausgestellt worden sind.

Diese Arbeiten beschäftigten den Künstler während 23 Jahren. Immer wieder transponierte er dabei biblische Geschehnisse in die Gegenwart. Seine kritischen Stellung-

nahmen zum Zeitgeschehen stiessem gemäss dem Sikart Lexikon beim zeitgenössischen Publikum auf Kritik.

Flück war als Porträtist sehr gefragt. Neben dem Meiringer Arnold Brügger (1888–1975) gehört der Brienzer zu jenen Künstlern aus dem Berner Oberland, die zu Lebzeiten das Kunstschaffen in der Schweiz prägten: In den 40er- und 50er-Jahren hatte Flück seine erfolgreichste Zeit mit Ausstellungen in den Kunsthallen Basel, Bern, Glarus, Zürich wie auch in den Kunstmuseen Solothurn und Thun. nm

Johann Peter Flück, Retrospektive, bis 13.5., Kunsthaus Interlaken.

Führungen: 8. und 29.4., jeweils 11 Uhr. Öffnungszeiten: kunsthausinterlaken.ch



Kristine Braden leitet die Citigroup Schweiz und ist Verwaltungsrätin der Bankiervereinigung (SBVg). Foto: zvg